



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mommsen, Theodor: Die Schweiz in römischer Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Schweiz in römischer Zeit.

Von Theodor Mommsen.

Das Gebiet der Wissenschaft hat sich in neuerer Zeit in die Breite und Tiefe hin so unendlich erweitert, daß jenes alte Streben der Gelehrten, den ganzen Umfang des Wissens zu umfassen, fast in das Reich der Fabel gehört. Früher war es z. B. für einen Philologen nothwendig, in Beziehung auf die Sprachforschung, wie auf die Kenntniß der historischen Alterthümer gleichmäßig mit der Wissenschaft fortzugehen; in diesem Augenblick dagegen sind die verschiedenen Disciplinen der Philologie so gesondert, daß sich der Linguistiker, der Archäolog, der Numismatiker, der historische Alterthumsforscher, der Aesthetiker u. s. w. ganz auf seine Sphäre einschränkt und sich um die Bewegung der Wissenschaft, um die andern Disciplinen verhältnißmäßig wenig bekümmert. An Gründlichkeit und Vollständigkeit gewinnt die Wissenschaft durch diese Theilung der Arbeit unendlich, aber der große und freie Blick für das concrete Leben, der doch allein dem Gelehrten jene ideale Stellung verleiht, die ihn über den Unwissenden erhebt und der allein auch die Wissenschaft fruchtbar für das Leben machen kann, wird dadurch sehr erschwert. Um so größere Bewunderung verdienen diejenigen Männer, welche mit der bis ins kleine getriebenen Gewissenhaftigkeit der neuen Forschung die alte umfassende Perspective verbinden. Freilich ist so etwas nur bei ganz besonders organisirten Naturen möglich. Es gehört dazu einerseits eine Beschleunigung des Lebens und des Denkens, wie man sie eigentlich nur vom schaffenden Genie erwartet, andererseits jene nach allen Seiten schauende, in der strengsten Methode fortschreitende gewissenhafte Ueberlegung, die es sonst in der Regel mit sich bringt, daß man sich vor jedem Abschluß scheut, weil der Sinn für das Dunkle und Verborgene, für das Gebiet des Nichtwissens unendlich geschärft ist. Es gehört dazu eine nach allen Seiten rege und wachsame Spürkraft und doch wieder eine strenge Selbstbeschränkung auf die gerade Linie der Forschung. Von andern nothwendigen Erfordernissen, z. B. von den eisernen Eingeweiden, die man früher an den großen Gelehrten bewunderte, wollen wir gar nicht reden; Eisen ist ein Metall, welches einer so aufreibenden Thätigkeit nicht widerstehen könnte. Daß Mommsen in diese seltene Classe von Gelehrten gehört, ist der gelehrten Welt allgemein bekannt. In das Volk ist sein Name wenig gedrungen, weil er sich fast nur in den luftigen Sphären der reinen Forschung bewegt hat, und die deutschen Regierungen haben, wie billig, ihre Anerkennung einer so seltenen Begabung und einer so strengen Wissenschaftlichkeit dadurch ausgesprochen, daß sie ihn den Schweizern überlassen haben. Man muß doch auch für diese armen Republikaner etwas thun! Von Zürich aus sind, wie wir hören, bereits einige Folianten erschienen, die Früchte

seiner Mußestunden. Wenn er seine juristischen und numismatischen Studien einen Augenblick bei Seite legt, so klettert er auf den Alpen herum und sammelt römische Inschriften, die er dann in einer von allen Gelehrten bewunderten Sorgfalt und Genauigkeit herausgibt. Hoffentlich wird jetzt auch bald das deutsche Volk seine nähere Bekanntschaft machen, da das Erscheinen des ersten Bandes seiner „römischen Geschichte“ nahe bevorsteht. Was wir in derselben zu erwarten haben, können wir wenigstens schon aus dieser kleinen Monographie ahnen; die zwar eigentlich gleichfalls für die Wissenden berechnet ist, die aber durch die eigenthümliche Behandlung einen Blick in die Methode seines Schaffens eröffnet. Er spricht sich darin mit nicht geringem Stolz gegen die Ungelehrten aus. „Die rechte Geschichtsforschung,“ sagt er zum Schluß seiner Abhandlung, „sucht nicht in möglichster Vollständigkeit das Tagebuch der Welt wiederherzustellen, auch nicht den Sittenspiegel zu exemplificiren; sie sucht die Höhen und die Ueberblicke; von glücklichen Punkten, in glücklichen Stunden gelingt es ihr, herniederzusehen auf die unwandelbaren Gesetze des Nothwendigen, die ewig feststehen wie die Alpen und auf die mannigfaltigen Leidenschaften der Menschen, die wie die Wolken um sie kreisen, ohne sie zu ändern. Es ist dies Bild dem, der nicht mit auf den Berg gestiegen ist und nicht sich selbst in der fremdartigen Welt umgesehen hat, schwer mitzutheilen, und im besten Fall doch nur unvollkommen und getrübt. Der Baum der Wissenschaft trägt wie der der Hesperiden seine goldenen Aepfel nur für den, der sie selbst sich bricht; ändern kann man sie zeigen, aber nicht geben.“ — So schön das gesagt ist, so finden wir doch eine zu stolze Bescheidenheit darin. Wozu hätten wir unsere Künstler und Geschichtschreiber, wenn sie nicht in der That diese freilich sehr schwierige Aufgabe ausführten, uns durch künstlerische Bearbeitung des Materials wenigstens dem Anschein nach unmittelbar in die Welt einzuführen, die wirklich zu erreichen unsere Kräfte zu schwach sind. Der Genuß des absoluten Wissens, sowie der Genuß des freien Schaffens ist allerdings dem Zuschauer versagt, aber das Geschaffene soll mit der Kraft der Unmittelbarkeit auf ihn eindringen, sonst hat der Darsteller seinen Zweck verfehlt. Es scheint dieser Idealismus der reinen Wissenschaft bei unseren Gelehrten jetzt ebenso herrschend zu werden, wie der Idealismus der absoluten Kunst in der Zeit unserer klassischen Schule. Wenn wir Schillers „Reich der Schatten“ und ähnliche Erzeugnisse dieses spröden Künstlerthums anschauen, so wird uns in diesem Nothher der reinen Dichtung, der ganz aus dem Gebiet des Bedingten und Wirklichen in das Reich der freien Formen flüchtet, kühl und fremdartig zu Muth. Und wir können es auch keineswegs als eine bloß vorübergehende Aufwallung auffassen; jene Dichter hatten damals in der That die feste Ueberzeugung, daß man, um die Kunst zu finden, das Leben aufgeben müsse. Allein diese theoretische Nichtachtung der umgebenden Wirklichkeit wich doch allmählig der Lust des Schaffens, und die schönsten Werke dieser Dichter, die ewige Dauer in Anspruch

nehmen, ergreifen gleichmäßig jedes Gemüth. Es ist mit der Wissenschaft nicht anders, als mit der Kunst. Die absolute Trennung der Wissenden von den Nichtwissenden, der Forschung von der Darstellung ist ebensowenig durchzuführen, und wäre, wenn durchführbar, ebenso verwerflich, als die Trennung der künstlerischen Braminen von der Masse des Volks. Auch der Gelehrte kommt erst durch den Reflex seiner Darstellung zur Anschauung von dem wirklichen Gehalt seiner Forschung. Am augenscheinlichsten ist das bei der Geschichte, und eine ganze Reihe von Hilfswissenschaften haben doch nur insofern einen Sinn, als sie der Geschichte, d. h. der Darstellung dienen. Die gegenwärtige Monographie, die nicht mit wirklich geschichtlichen Thatsachen, sondern nur mit Zuständen zu thun hat, kann allerdings nur von demjenigen verstanden werden, der sich des Gesamtgebiets, auf welches sie sich bezieht, bemächtigt hat. Aber dieser Uebelstand liegt lediglich in dem Stoff, und wir können uns schon aus dieser Behandlung davon überzeugen, daß Mommsen künstlerische Gestaltungskraft genug besitzt, um den Anblick von den Höhen, die zu ersteigen freilich eine seltene Kraft gehört, in unmittelbarer Lebendigkeit wiederzugeben. Mommsen hat die beiden Eigenschaften, die für die Geschichtschreibung gleich nothwendig sind, die sich aber häufig ausschließen, wenigstens beschränken, in gleich hohem Grade, nämlich den freien Sinn für die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens und den sittlichen Ernst, der auch in dieser Mannigfaltigkeit den ewigen Gedanken nie aus dem Auge läßt. Sein sittliches Gefühl trübt nicht die Unbefangenheit seines Auges, und sein empfänglicher Sinn schwächt nicht die Macht seines sittlichen Zorns. Es lebt in ihm eine gewaltige Leidenschaft für das Gute und Rechte, die das Böse bis zur Vernichtung verfolgt, jene Leidenschaft, die in unserer Zeit so selten ist, wo man es höchst arrogant findet, wenn man bloß die Weisheit verehrt und nicht auch die Thorheit, wenn man bloß Gott einen Altar aufrichtet und nicht auch dem Teufel, wenn man in der Ueberzeugung von den mathematischen Wahrheiten nicht auch diejenigen tolerirt, die das Gegentheil meinen. In diesem Zeitalter abgeschwächter Ueberzeugungen und schönthuender, bequemer Subjectivität ist eine männlich ernste Erscheinung, wie die unseres Gelehrten, ein wahrer Trost. Man darf aber diesen sittlichen Ernst nicht mit jenem Gepolter einer fixen Idee verwechseln, der irgend ein bestimmtes einzelnes Bild des Guten vorschwebt und die dasselbe als Maßstab an alle concreten Erscheinungen legt, ohne sich die Mühe zu geben, vorher ihre Natur unbefangen zu untersuchen. Vor dieser schulmeisterlichen Moralität, die nur ein anderer Ausdruck von der Gefühlschwäche unseres Zeitalters ist, bewahrt Mommsen seine reiche und tiefe Bildung. Er entdeckt überall das bleibende Wesen hinter dem Wechsel der Erscheinungen und wir befinden uns bei seinen Darstellungen in beständiger Gegenwart, aber keineswegs in jener schlechten Manier mancher anderen Geschichtschreiber, welche die Darstellung älterer Zeiten nur dazu benutzen, auf die Gegenwart satirische

Schlaglichter zu werfen. Seine Bilder, wenn auch an die Gegenwart erinnernd, sind doch vollständig dem Gegenstand adäquat. Man wird sich davon am besten durch ein Fragment, durch die Schilderung des celtischen Volksstammes überzeugen. — „Zu den vorzugsweise begabten unter den überhaupt culturfähigen Völkern gehören die Kelten nicht. Ihre Tapferkeit wird gepriesen, und mit Grund; aber es war die Tapferkeit des Fechtmeisters und des Raufbolds, nicht die des Bürgers. Das bunte gestricke Kampfgewand, die glänzende Rüstung waren keine Nebensachen bei ihrem Kampfspiel; sie gestielen sich auch in Friedenszeiten im Zweikampf, und die Wunden, die man darin oder im Kriege erhalten hatte, waren nicht so sehr ehrenvoll, als Ehrenzeichen, mit denen renommirt ward — gelegentlich denn auch so, daß man die Wunde nach dem Kampfe erweiterte, um mit einem größeren Orden aufzuziehen. Die Kelten verschmähten es, mit Wurfwaffen zu fechten und kannten wenigstens in älterer Zeit nur den Kampf mit der Stoßlanze und vor allem den mit Schwert und Dolk; ja sie gestielen sich darin nur in leichtem Gewande oder gar nackt, kaum geschützt von dem hohen, schmalen Schilde, ihren breiten, mehr fleischigen als sehnigen Körper den Waffen der Feinde darzubieten. Es waren sogenannte Helden in dem Sinne, wo das Heldenthum ein gutes Stück Bärenhäuterei und Flegelhaftigkeit in sich schließt: Helden, die lange vor dem Mittelalter im Waffenschmuck turnirten und im Duell ad hominem argumentirten. Tüchtige Gegner auf der Wahlstatt, immer vorausgesetzt, daß sie leidlich nüchtern und die Sonne nicht allzuheiß war, unterlagen sie dennoch auch militärisch, wo immer ihnen ein wohlgeführtes römisches Heer gegenüber stand, der nothwendigen Uebermacht der Wurfwaffen und des gegliederten Organismus über die Kraft, die allein auf den harten Stahl und den derben Arm vertraute. Ihre Schwäche aber lag vor allem in ihrer politischen Untüchtigkeit. Die sittliche Energie, welche die Welt beherrscht, weil sie sich selber zu beherrschen weiß, welche den Einzelnen aufhebt in dem größeren Ganzen und den engen Egoismus zum Nationalstolz läutert; diese eigentliche Herrlichkeit und Gewaltigkeit der Menschennatur, auf der der Staat ruht, ist dem keltischen Wesen verhältnißmäßig fremd. Daraus erklärt es sich, warum sie in der Geschichte eine vergleichungsweise unbedeutendere Rolle gespielt haben, als irgend eine andere indogermanische Nation von gleicher Ausdehnung. Sie haben wol Tempel zerschlagen und Städte verbrannt: Rom und Delphi, Byzanz und Pergamon haben vor ihnen gezittert; aber von jenem thörichten Gallier an, der das eroberte Rom aus lauter lieber langer Weile wieder fahren ließ, bis hinab auf Paddy, der seinen Kartoffelacker so flach wie möglich umwühlt und über die Improvements der Sachsen den Zorn der heiligen Jungfrau herabrufft, haben sie sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrbastigkeit zu begründen und im besten Falle es nicht weitergebracht als zur Gründung eines Soldatenstaats; die militärische Ordnung ist die einzige, die sie kennen

und anerkennen. Zwei Dinge sind es, sagt der alte Cato, auf welche die Gallier Berth legen: auf die Gloire und auf den Esprit („Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur rem militarem et argute loqui.“ Cato orig. I. II. p. 21 Lion). Die Kelten haben alle Staaten des Alterthums erschüttert, aber gegründet haben sie keinen von dauerndem Bestand, und schon jene oberflächliche Weise, in der sie sich festsetzten in den neugewonnenen Landschaften, nicht minder ihr Verzicht auf Seefahrt und Meerherrschaft beweist, wozu die Geschichte sie nicht bestimmt hat. Sie waren schlechte Bürger, aber gute Reisläufer und vortreffliche Unterthanen; die Römer haben sie mit derselben Leichtigkeit sich unterworfen, wie sie die Kleinasien bezwangen.“ — Es zeigen sich in dieser Monographie noch manche andere Vorzüge, wir machen nur auf einen aufmerksam. Es ist sehr schwer, innerhalb der Darstellung selbst wenigstens eine Andeutung von dem Wege zu geben, auf dem man dazu gekommen ist, sie festzustellen. Es ist schwer, aber es ist theilweise doch wenigstens nothwendig. Denn die neue Manier, in der Geschichtschreibung die Darstellung von der Kritik völlig zu trennen, verfehlt sogar für das gewöhnliche Publicum ihren Zweck. Man hat ein viel größeres Gefühl der Sicherheit, wenn man hin und wieder eine Ahnung davon empfängt, wie der Verfasser zu seiner Kenntniß gekommen ist; es versteht sich von selbst, daß auch solche Andeutungen nur auf einen bestimmten und nicht gemeinen Grad der Bildung berechnet sein können. Aber nur auf diese Weise wird uns die Forschung wie die Geschichte zur lebendigen Gegenwart. Mommsen ist das hier schon durch einige Winke vortrefflich gelungen. — Schließlich können wir einen bescheidenen Wunsch nicht unterdrücken. Wir haben oben die Sorge der deutschen Regierungen für unsere Schweizer Nachbarn rühmend anerkannt; allein es kann auch des Guten zuviel geschehen. Es würde doch zweckmäßig sein, diese ganz außerordentliche wissenschaftliche Kraft in einen Kreis zu ziehen, wo die Bewegung der Wissenschaft sich lebendiger zusammendrängt. Es würde das ein Gewinn für die Wissenschaft sein und Deutschland würde dabei auch nicht verlieren. In der Regel werden die deutschen Gelehrten, die nach der Schweiz berufen werden, einerlei ob sie früher sich mit Demagogie beschäftigten oder ob sie im russischen Staatsdienst wirkten, zu glühenden Verehrern der helvetischen Freiheit, der Alpen, der biedern patriarchalischen Naturkraft, ja selbst des angenehmen Dialekts, den man dort spricht; sie entblöden sich nicht, zuweilen in kräftigen Toasten vor den heldenmüthigen Söhnen Tells über die verkümmerten deutschen Zustände zu spotten, und es kommt ihnen dabei auch gar nicht darauf an, allenfalls das Reislaufen als den höchsten Grad republikanischer Tugend darzustellen. Daß Mommsen, der ein geborener Schleswig-Holsteiner, keine übertriebene Ursache hat, auf die jüngste deutsche Vergangenheit mit dankbarem Stolz zu blicken, nicht zu dieser Classe gehört, versteht sich von selbst. Er hat vielmehr in dieser Abhandlung, die öffentlich vorgetragen worden ist, über die politische Berechtigung und Bedeutung der

Schweiz Dinge gesagt, die man ihm dort wahrscheinlich als Regerei auslegen wird. Sind wir denn in der That so überreich an jenem Verein von starker patriotischer Gesinnung und wissenschaftlicher Integrität, daß wir ungestraft unsere besten Männer dem Auslande überlassen können? —

Dichtung und Dichter,

eine Anthologie von Ferdinand Freiligrath. Dessau, Gebrüder Ras.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß diese Gedichtsammlung nicht zu den gewöhnlichen Blumenlesen gezählt werden dürfe, weil sie nicht darauf ausgeht, den allgemeinen Schatz der deutschen Dichtung zusammenzufassen, sondern sich auf einen bestimmten Gegenstand beschränkt. Wir können das nur anerkennen. Namentlich fällt das Bedenken weg, das man gewöhnlich gegen solche Sammlungen erheben muß, nämlich die Rechtsfrage. Von den bekannteren Dichtern ist im ganzen sehr wenig aufgenommen, namentlich von Schiller und Goethe nur die weniger bekannten Sachen, von Heine fast gar nichts. Die übrigen Dichter können meistens nur damit zufrieden sein, daß einzelnes von ihnen mehr unter das Publicum gebracht wird. — Die Aufgabe des Herausgebers zerfällt in zweierlei. In dem einen Theile stellt er die Ansichten zusammen, welche die deutschen Dichter über das Wesen der Poesie aufgestellt haben; im zweiten gibt er die verificirten Recensionen über die einzelnen deutschen Dichter. Es ist dies also ein ganz homogener Stoff und der bedeutende Umfang der Sammlung (748 starke Seiten) zeigt augenscheinlich, daß unsere Dichter sich sehr angelegentlich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, namentlich, da sich noch eine sehr reiche Nachlese halten ließe. So sind z. B. Schillers „Künstler“ und viele der dahin einschlagenden Gedichte von den Brüdern Schlegel nicht aufgenommen. — Was die Zweckmäßigkeit der Sammlung betrifft, so läßt sich manches dafür und dawider sagen. Es ist gewiß recht interessant, einmal im Zusammenhang durchblättern zu können, was für Gedanken unsere Dichter sich über ihre Kunst und ihr Handwerk gemacht haben (denn auch das Handwerk ist durch poetische Beschreibung der Versmaße u. dgl. reichlich vertreten). Aber eine erfreuliche Lectüre ist es nicht, denn unter allen möglichen Gegenständen, welche die Poesie wählen kann, ist wol die Poesie selbst der ungeeignetste. Als Zeichen dieser Wahrheit führen wir den Herausgeber selbst, den Dichter Freiligrath, an. Er hat sein eigenes Gedicht, der „Reiter“ (S. 11—14) aufgenommen, in welchem er sich über das Wesen des Dichters ausspricht. Wenn er im Anfang die Physiognomie des Dichters schildert: „Bleich, mit langem Bart, schwindluchtig, von der Welt verkannt, mit geöffneten Adern u. s. w.“, so dürfte das doch wol nicht eine wesentliche Beschaffenheit des Dichters